

Genus in Balance

György Scheibl (Szeged)

1. Einleitung

Das Thema der vorliegenden Arbeit ist Genus als Flexions- und Kongruenzkategorie. Diskutiert werden zwei zentrale Eigenschaften des Genus: Dislokation, d. h. seine externe Markierung, und Nicht-Ökonomie, d. h. der dazu nötige morphologische Aufwand. In Punkt 3 und 4 überblicke ich diesbezüglich Genustheorien, v. a. die Kanonische Typologie. In Punkt 5 und 6 revidiere ich die eingeführten Genusprinzipien zur Festlegung eines theoretischen genustypologischen Raums, was eine Analyse des Genus in Balance ermöglichen soll. Dislokation und Nicht-Ökonomie werden anschließend in Punkt 7 im Rahmen eines Balance-Modells behandelt. Punkt 8 und 9 präsentieren Beispiele für Genusprozesse in germanischen Sprachen zur Dimensionierung des Balance-Modells. Schließlich erörtere ich kurz die Vorhersagbarkeit dieser Genusprozesse in Bezug auf den Genuswechsel von Hybriden wie ‚Mädchen‘ im Deutschen.¹

2. Terminologie und Thema

Die klassische hockettsche Definition von Genus, diesmal in ihrer Originalversion in Hockett (1958: 231) präsentiert, lautet:

(1) Genders are classes of nouns reflected in the behaviour of associated words.

Mit dem zentralen Begriff ‚nouns‘ sind in dieser Definition Nomen von Genussprachen gemeint, die aufgrund ihres inhärenten Genusmerkmals die Genuskongruenz kontrollieren, und daher Kontrolleure genannt werden.

‚Reflected‘ in (1) heißt, dass das Genus des Kontrolleurs am Kongruenten angezeigt wird. Allerdings ist ‚reflected‘ nicht mit ‚erst dadurch definierbar‘ gleichzusetzen.

Mit ‚behaviour‘ ist eine vom Kontrolleur ausgehende asymmetrische (formale) Relation gemeint, die die Grammatiktradition *Kongruenz* nennt: Genus wird in Kongruenz realisiert. ‚Kongruenz‘ verwende ich hier synonym mit dem englischen Terminus ‚agreement‘.

Ein ‚associated word‘ ist eine mit dem Kontrolleur genuskongruente syntaktische Einheit. Das Pluralflexiv ‚-s‘ an ‚word‘ weist darauf hin, dass es mehrere Typen der Kongruenten gibt, die die Kongruenzdomäne der Nomen in der jeweiligen Sprache bilden, im Deutschen etwa: Artikel, attributives Adjektiv, Relativpronomen, prädikatives Nomen und anaphorisches Pronomen.

Zwar nicht explizit ausgedrückt, aber aus der Definition in (1) folgen zwei zentrale Eigenschaften des Genus, die Gegenstand der vorliegenden Arbeit bilden: *Dislokation* und *Nicht-Ökonomie*, die ich wie folgt definiere:

¹ Ich danke Ágnes Sántáné-Túri für ihre wertvollen Kommentare zu meiner Arbeit.

- (2) *Dislokation* bedeutet, dass ein inhärentes morphosyntaktisches Merkmal des Kontrolleurs an externen Konstituenten (mit)markiert wird.
- (3) *Nicht-Ökonomie* bedeutet, dass die formale Markierung des Genus an sämtlichen Kongruenten eines Kontrolleurs mit einem erheblichen morphologischen Aufwand einhergeht.

Dislokation ist eine definitoriale Eigenschaft aller Typen der Kongruenz: Auch in (2) ist nicht explizit vom Genus die Rede. Die Dislokation einer grammatischen Information ist dem Flexionssystem des Deutschen nicht fremd. Sie ist in der „analytischen Flexion“ im Sinne von Ágel (2007) auch bei Kasus und Numerus vorhanden: ‚dem Buch‘ (coverter Kasus), ‚des Buches‘ (overter Kasus), ‚die Mädchen‘ (coverter Numerus), ‚die Jungen‘ (overter Numerus). Beim Genus können im Deutschen in ähnlicher Weise coverte und overte Kontrolleure unterschieden werden: ‚schönes Buch‘ (covertes Genus), ‚schönes Mädchen‘ (overtes Genus). Im Gegensatz zu Kasus und Numerus kann dem Genus aber jegliche syntaktische (und oft auch semantische) Funktion abgesprochen werden. Aus diesem Grund wird es häufig als rein formale Kongruenzkategorie aufgefasst und mit einer „männlichen Brustwarze“ verglichen, die morphologisch Gestalt annimmt, aber völlig funktionslos ist, vgl. Lass (1997: 13). Auf die Dislokation bezogen erfährt diese Metapher eine bizarre Interpretation: Im Sinne von (2) ist Genus eine männliche Brustwarze am Körper von jemand anderem. Ich zeige in dieser Arbeit, wie die Dislokation des Genus auf drei allgemeine Genusprinzipien zurückzuführen ist und welches dieser Prinzipien für die Brustwarzenmetapher verantwortlich ist.

Die zweite relevante Genuseigenschaft ist *Nicht-Ökonomie*. Was in (3) mit morphologischem Aufwand gemeint ist, expliziere ich mithilfe der Ökonomiebegriffe von Wurzel (2001: 387), hier nur auf das Genus angewendet. (Nicht-)Ökonomie des Genus hat demnach zwei Typen: die paradigmatische und die syntagmatische (Nicht-)Ökonomie.

- (4) Die *paradigmatische Ökonomie* erfasst das Genusinventar einer Sprache und ist messbar durch: Merkmalszahl (Genusklassen) bzw. Exponentenzahl (Allomorphie bei gleicher Merkmalspezifikation) und führt zur Generalisierung: „Weniger Unterscheidungen im Genusssystem sind ökonomischer.“
- (5) Die *syntagmatische Ökonomie* bezieht sich auf den zur Markierung des Genus eingesetzten morphologischen Apparat einer Sprache. Sie ist schwerer messbar als die paradigmatische Ökonomie, doch generell ist sie mit einem Morphem-Index oder einem Morphem/Funktion-Index gleich und bedeutet etwa: „Weniger Morphologie für mehr Funktion im Genusssystem ist ökonomischer.“

Dislokation und Nicht-Ökonomie sind nicht nur zentrale, sondern miteinander zusammenhängende Eigenschaften des Genus. Dies möchte ich in den folgenden Abschnitten ausführlich diskutieren. In Punkt 3 gehe ich zuerst der Frage nach, wie Genustheorien Dislokation und Nicht-Ökonomie behandeln.

3. Dislokation und Nicht-Ökonomie in Genustheorien

So einleuchtend die beiden Folgerungen (2)-(3) auch sein mögen, ein kurzer Überblick über die gängigen Genustheorien zeigt, wie vielfältig und gleichzeitig kontrovers (wenn überhaupt) die Fachliteratur mit (2) und (3) umgeht. Ich möchte hier auf drei Ansätze eingehen und sie diesbezüglich auswerten: (a) den funktionentheoretischen (F), (b) den konfigurationellen (K) und (c) den funktionentheoretisch-konfigurationellen (F+K) Ansatz.

(a) Einem funktionentheoretischen Genusbegriff entsprechend (Köpcke/Zubin 1984, 1996, Steinmetz 2006), wird Genus als Abbildung von Genusregeln auf Nomenklassen definiert. Als gegeben werden die Genusmerkmale (z. B. M, F, N wie im Deutschen) als Zielmenge betrachtet, die von (semantischen und/oder formalen) Genusregeln $R_1 \dots R_n$ lexikalischen Klassen der Nomen zugeordnet werden. F-Theorien sind lexikalisch motiviert und beschreiben das Genus-system von Einzelsprachen wie z. B. Deutsch bei Köpcke/Zubin und Steinmetz.

Funktionentheoretisch gesehen arbeiten F-Theorien allerdings nur mit partiellen Abbildungen: Genusregeln können niemals die gesamte nominale Domäne (Definitions-menge) abdecken. Was übrigbleibt, bildet eine Restklasse, die durch ein Default-Genus/arbiträres Genus verwaltet wird. Über die Problematik der Restklassen hinaus haben F-Theorien Schwierigkeiten, Unterschiede zwischen Genuszuweisung und Genuskongruenz (falls welche vorliegen) zu erklären. Bei Hybriden wie ‚Mädchen‘ oder ‚Weib‘ liegen gewiss derartige Unterschiede vor. Von einer ausschließlich lexikalischen Genuszuweisung ausgehend, kann nämlich das Kongruenzmuster von Hybriden nicht erfasst werden. ‚Mädchen‘ dürfte f-theoretisch nur Neutrum sein. Der Fakt, dass es bei anaphorischen Personalpronomen auch feminine Genuskongruenz zulässt (‚Mädchen‘ = ‚sie‘), kann höchstens mit dem Argument hinweggeklärt werden, dass bei Anaphorik in syntaktischer Ferne keine Kongruenz, vielmehr eine „cross reference“ vorliege. Das Problem damit ist nur, dass ‚Mädchen‘ auch in syntaktischer Nähe, bei Relativpronomen, sogar bei Possessivartikeln mit femininen Formen wie ‚die/ihr‘ kongruieren kann.

Fazit: F-Theorien können Dislokation nicht vollständig erfassen. Auch zur Nicht-Ökonomie haben sie nicht sehr viel zu sagen: Sie liegt außerhalb der Reichweite der F-Theorien. In Bezug auf (3) gibt es hier ein Erklärungsdefizit.

(b) Der konfigurationelle Genusbegriff im Sinne von Corbetts Kanonischer Typologie (Corbett/Fedden 2016, Bond 2019), leitet Genusklassen aus Kongruenzklassen ab, die die Genusklassenzugehörigkeit der Nomen bestimmen. Als primär gelten Kongruenzmuster, die nach wohlüberlegter theoretischer Differenzierung mit den Genusklassen einer Sprache identifiziert werden. K-Theorien sind morphologisch motiviert (oft extrem formal ausgerichtet) und rein typologisch konzipiert. Ihr Vorteil ist, dass sich durch Kongruenzklassen auch lexikalische Genuszuweisung verwalten lässt: ‚Mädchen‘ gilt hier weder als ausschließlich neutral noch als ausschließlich feminin.

Fazit: Da Dislokation per definitionem in den K-Theorien integriert ist, vgl. die zweite Bedeutung von ‚reflected‘ in (1), scheinen sie F-Theorien überlegen zu sein. Daher nehme ich an, dass die Definierung von Genus mithilfe von Kongruenzklassen theoretisch und methodologisch der einzig gangbare Weg ist.

Nicht-Ökonomie auf der anderen Seite ist etwas problematischer für K-Theorien. Die Kanonische Typologie lässt sie zwar nicht außer Acht, aber sie verwendet einen erweiterten Ökonomiebegriff (*Komplexität* genannt, vgl. 4.2) und behauptet, das kanonische Genus sei mit weni-

ger Komplexität verträglich. Wie aber im Folgenden gezeigt wird, muss das kanonische Genus nach (5) als äußerst unökonomisch betrachtet werden. Die von der Kanonischen Typologie definierte Genuskongruenz als kanonisches Modell des Genus entspricht sogar einem sprachlich unbesiedelten, „luftleeren“ typologischen Raum, vgl. Punkt 6.

(c) F- und K-Theorien können auch kombiniert auftreten wie bei Eisenberg (2000) oder Ágel (2005). F+K-Theorien sind immer morphologisch motiviert und haben nur einzelsprachlich Aussagekraft. Hier sind weder Genusklassen noch Kongruenzklassen vorab definiert. Genusklassen werden zwar mit Kongruenzklassen identifiziert, diesen Letzteren liegen aber neben Genus weitere morphosyntaktische Kategorien (v. a. Numerus) zugrunde. Dies führt zu einer Genusabundanz im System, d. h. zu übermäßigen Genusklassendifferenzierungen, vgl. z. B. das bei Eisenberg postulierte vierte Genus (Restmaskulinum) oder Ágels fünftes und sechstes Genus (und die anderen) im Deutschen.²

Fazit: F+K-Theorien sind wegen der überdimensionalen Nicht-Ökonomie des Genus problematisch. Die Ko-Distribution der Genusmarker mündet in eine Genusabundanz, und diese führt zu einer offensichtlichen Übergeneralisierung des Beschreibungsapparates. Tabelle 1 fasst das bisher Gesagte zusammen:

	Dislokation problematisch wegen	Nicht-Ökonomie problematisch wegen
F-Theorien	Hybride	Erklärungsdefizit
F+K-Theorien	–	Genusabundanz
K-Theorien	–	(Komplexität)

Tab. 1. Dislokation und Nicht-Ökonomie in Genustheorien

Der tabellarische Vergleich zeigt die Schwachstellen der erwähnten drei Genustheorien im Zusammenhang mit der Behandlung von Dislokation und Nicht-Ökonomie. Am besten schneiden K-Theorien ab. Da sie bei der Definierung von Genus von Kongruenzklassen ausgehen, können sie Hybride vollständig erfassen, weisen kein Erklärungsdefizit in Bezug auf Nicht-Ökonomie auf und vermeiden das Problem mit der Genusabundanz. Wie die Kanonische Typologie mit der Dislokation umgeht, wird in Punkt 4.1 weiter diskutiert. Nur der Komplexitätsbegriff der K-Theorien scheint disputabel. Daher soll *Komplexität*, wie sie die Kanonische Typologie verwendet, näher erläutert werden. Dies folgt in Punkt 4.2.

² Ágel definiert Genusklassen durch Genusmarker in ihrer Ko-Distribution mit anderen Flexionsmarkern, so gehören Neutra mit *-er*-Plural und Neutra mit \emptyset -Plural zu zwei verschiedenen Genera.

4. Kanonische Typologie

4.1. Kanonische Typologie und Dislokation

Die Kanonische Typologie, vgl. Corbett/Fedden (2016), Bond (2019), Audring (2019), zum Überblick Scheibl (2015) und <http://www.smg.surrey.ac.uk/approaches/canonical-typology>, fasst das kanonische Genus als eine morphosyntaktische und gleichzeitig Kongruenzkategorie auf, die zwei kanonischen Genusprinzipien (Eindeutigkeit und Redundanz) gehorchen muss:

- (6) *Eindeutigkeit* (‘clarity’) des kanonischen Genus nach Audring (2019: 20): Genusmerkmale sind eindeutig markiert. Sie sind weder miteinander noch mit anderen morphosyntaktischen Merkmalen formgleich (= Synkretismus-Verbot und Koexponenz-Verbot).
- (7a) *Redundanz* (‘redundancy’) des kanonischen Genus nach Audring (2019: 20): Genuskongruenz ist eher redundant als informativ.

Dislokation wird durch die beiden Prinzipien vollständig erfasst. Sie gewährleisten, dass Genusmarker an Kongruenten klar differenzierbar sind und damit Kongruenzklassen und Genusklassen ermittelt werden können.

Eindeutigkeit ist ein sehr strenges, praktisch unerfüllbares Genusprinzip. Sie verlangt z. B. von einer Genusssprache mit 3 Genera, 4 Kasus und 2 Numeri ein Forminventar von 24 unterschiedlichen Flexionsmarkern für eine kanonische Genuskongruenz – ein formaler Aufwand, der von Genusssprachen nicht mal annähernd erfüllt werden kann.

Die Definition von Eindeutigkeit in (6) ist kristallklar nachvollziehbar. Was bedeutet aber Redundanz in (7a) genau? In meiner Lesart ist unter Redundanz die präzisere Formulierung in (7b) zu verstehen:

- (7b) Genusmerkmale sind an allen Kongruenten und auch am Kontrolleur markiert.

Im Sinne von (7b) kann Redundanz sowohl in Bezug auf den Kontrolleur als auch in Bezug auf die Kongruenten gedeutet werden. Audring (2019) erwähnt beide Alternativen, nimmt aber nicht eindeutig Stellung.

Vom Kontrolleur her betrachtet, impliziert bereits die Klausel „auch am Kontrolleur markiert“ (overtes Genus) in (7b) eine redundante Genusmarkierung der Kongruenten. Von den Kongruenten her angenähert, kann Redundanz entweder als (a) Nicht-Informativität oder als (b) Repetition verstanden werden.

(a) Redundanz als *Nicht-Informativität*: Die Genuskongruenz gilt als redundant, weil eine evidente syntaktische Relation zwischen Kontrolleur und Kongruenten (v. a. innerhalb der NP) durch rein formale Mittel markiert wird. Das bedeutet, dass an den Kongruenten *nur* ein funktionsleerer Genusmarker erscheint. Nicht-Informativität ist dementsprechend so zu verstehen, dass der Genusmarker am Kongruenten funktionell (semantisch) leerläuft. Dieser Redundanzbegriff führt dazu, dass das Verhältnis Form zu Funktion bei Genusmarkern am Kongruenten ein 1:0-Verhältnis ist (eine Form, aber keine Funktion, d. h. ein nicht-transparenter Redundanzbegriff, vgl. unten). Rein formal ausgerichtete Theorien (darunter auch Syntaxtheorien)

wenden gerne diesen Redundanzbegriff an und betrachten somit Genus als blindes Flexionsmerkmal. Sein Vergleich mit einer männlichen Brustwarze liegt auf der Hand.

Nicht-Informativität impliziert natürlich Nicht-Ökonomie. Doch ohne dieses rein formale Mittel gäbe es auch keine Kongruenz. Die als Nicht-Informativität verstandene Redundanz ist folglich eine *essenzielle Genuseigenschaft*, die die Dislokation des Genus gewährleistet.

(b) Redundanz als *Repetition*: Nach der anderen Deutung von Redundanz in (7b) gilt die Genuskongruenz als redundant, weil an den Kongruenten Genusmarker *und* Genusmerkmal (Form und Funktion) erscheinen. Das Verhältnis Form zu Funktion ist beim Genusmarker des Kongruenten 1:1. *Repetition* heißt hier, dass der Kongruent einen interpretierbaren Genusmarker hat, der jedoch am Kontrolleur schon markiert ist (transparenter Redundanzbegriff, vgl. unten).

Repetition impliziert gleichermaßen Nicht-Ökonomie. Doch wenn sie komplett fehlen würde, gäbe es ebenfalls keine Kongruenz. Redundanz ist also auch in dieser Deutung eine *essenzielle Genuseigenschaft*, die die Dislokation des Genus erklärt.

4.2. Kanonische Typologie und Nicht-Ökonomie

Was sagt aber die Kanonische Typologie zur Nicht-Ökonomie des Genus? Nicht-Ökonomie des Genus bzw. deren theoretische Beschreibung scheint mir etwas problematisch. Die Kanonische Typologie arbeitet mit einem ‚Komplexität‘ genannten, erweiterten Ökonomiebegriff und geht davon aus, dass Genus nicht unbedingt die Komplexität des formalen Apparates impliziert. Nach Nichols (2019) präferieren Genussprachen generell keine morphologische Komplexität. Sie sind nur im Vergleich mit genuslosen Sprachen komplexer. Das kanonische Genus an und für sich kann sich aber durchaus als weniger komplex erweisen.

Komplexität setzt sich in der Kanonischen Typologie aus drei angeblich unabhängigen Komplexitätsfaktoren zusammen: *Ökonomie*, *Transparenz* und *Independenz*. *Independenz* spielt in den folgenden Erörterungen keine Rolle und wird ausgeklammert. Relevant für die Komplexität eines Genusystems sind also *Ökonomie* und *Transparenz*.

Unter *Ökonomie* verstehen Nichols (2019) und Audring (2019) die paradigmatische *Ökonomie*, die zwar leicht zu messen sei, aber keinen zufriedenstellenden Maßstab für Komplexität darstelle, vgl. (8):

- (8) *Ökonomie* in der Kanonischen Typologie entspricht der paradigmatischen *Ökonomie* in (4): Weniger Unterscheidungen machen das Genusystem weniger komplex.

Der zweite Komplexitätsfaktor ist *Transparenz*. Sie bedeutet eine biunkale Form-Bedeutung-Zuordnung beim Genusmarker:

- (9) *Transparenz*: 1-zu-1-Entsprechung zwischen Form und Funktion des Genusmarkers.

Transparenz soll Nichols (2019) zufolge in der Kanonischen Typologie die syntagmatische *Ökonomie* in (5) ersetzen, da diese sehr schwer zu messen sei. Theoretisch entspricht also ‚Komplexität‘ in (8)-(9) meinem *Ökonomiebegriff* in (4)-(5). Fraglich ist jedoch, ob eine simple Ersetzung der „schwer messbaren“ syntagmatischen *Ökonomie* durch die leicht messbare *Transparenz* nach (9) methodologisch berechtigt ist. Was wir hier sehen, ist, dass Komplexität

eher einem mit Transparenz „verdünnten“ Ökonomiebegriff in (4) entspricht. 1:0-, 0:1- oder 1-zu-viele-Relationen bei Genusmarkern gelten als komplexer, nur weil sie nicht-transparent sind. 1:1-Relationen sind dagegen transparent, also weniger komplex. Falls man also annimmt, dass Transparenz tatsächlich ein Komplexitätsfaktor ist, ist eine transparente Genuskongruenz als weniger komplex zu betrachten. Daraus folgend steht der Argumentation, das kanonische Genus sei weniger komplex, nichts im Weg – man muss bloß an der Transparenz der Genuskongruenz festhalten, d. h. das Genusprinzip Eindeutigkeit mit einem *transparenten* Redundanzbegriff vergesellschaften (Redundanz als Repetition in 4.1).

Fazit: Transparenz soll in der Kanonischen Typologie Komplexität reduzieren. Mit der Annahme eines transparenten Redundanzbegriffs kann das kanonische Genus als „weniger komplex“ bezeichnet werden. Transparenz als Komplexitätsfaktor zu verbuchen ist für die Kanonische Typologie aus theoretischen und methodologischen Gründen vorteilhaft. Wäre etwa Transparenz neben Eindeutigkeit und Redundanz ein drittes Genusprinzip, ergäben sich schwerwiegende Probleme für diese Theorie. Wenn Transparenz als Genusprinzip gälte, müsste behauptet werden, dass das kanonische Genus transparent ist. D. h. man müsste bei kanonischen Genusmarkern gegen 1:0- und 1-zu-viele-Relationen zwischen Form und Funktion argumentieren. 1:0 (leere Form) wäre noch zu handhaben (vgl. dazu die Versuche weiter unten, leere Formen funktional zu machen), doch 1-zu-viele-Relationen (Koexponenz) blieben weiterhin problematisch, sollte man notwendigerweise gegen sie argumentieren, denn Genus ist typischerweise eine koexponente Kategorie.

5. Genusprinzipien und Nicht-Ökonomie revidiert

5.1. Transparenz, Eindeutigkeit, Redundanz

Transparenz in (9) zählt in der Kanonischen Typologie zu den Komplexitätsfaktoren, während Eindeutigkeit in (6) und Redundanz in (7a)/(7b) Genusprinzipien sind. Trotzdem ist es leicht einzusehen: Transparenz weist in vieler Hinsicht Ähnlichkeiten mit den beiden Genusprinzipien auf. Sie hängt definatorisch eng mit Redundanz zusammen (a) und folgt sogar aus Eindeutigkeit (b).

(a) Wie wir in 4.1 gesehen haben, kann *Redundanz* transparent oder nicht-transparent definiert werden:

Der nicht-transparente Redundanzbegriff ergibt im Form-zu-Funktion-Verhältnis eine 1:0-Relation, denn *nur* der Marker erscheint am Kongruenten. Die Genusmarkierung ist folglich „nicht-informativ“, da sie nur durch einen funktionsleeren Marker erfolgt. Die Konsequenz dieser Auffassung: *Transparenz erhöht (syntagmatische) Nicht-Ökonomie und Genus ist eine rein formale Kategorie.*

Der transparente Redundanzbegriff leitet sich aus der Repetition von Marker *und* Merkmal des Kontrolleurs ab. Transparenz ist also nur erfüllt, wenn am Kongruenten kein funktionsleerer Genusmarker erscheint. Daraus folgt aber, dass man für Kongruenten, die Genus nicht als inhärente Kategorie haben, z. B. das Adjektiv im Deutschen, als Notlösung ein „kontextuell-semantisches Genusmerkmal“ einführen muss. Ein kongruentes Adjektiv würde demnach ein kontextuell-semantisches Genusmerkmal aktivieren, um mit seiner Genuskongruenz Transparenz zu erfüllen. Adjektive im Deutschen aber sind nur als Attribute (nicht aber als Prädikative)

in der Genuskongruenz involviert, sodass das besagte Genusmerkmal nur in Abhängigkeit von der syntaktischen Funktion des Adjektivs definierbar wäre. Die Konsequenz dieser Auffassung: *Transparenz erhöht (paradigmatische) Nicht-Ökonomie.*³

(b) *Eindeutigkeit* und *Transparenz* werden natürlich nicht gleich angenähert. *Eindeutigkeit* sieht vor, dass alle morphosyntaktischen Kategorien und Merkmale von allen anderen unterscheidbar sein müssen (Synkretismus- und Koexponenz-Verbot). *Transparenz* bedeutet eine 1:1-Relation zwischen Form und Funktion, und das heißt, dass zwei Typen der Genusmarker nicht-transparent sind: leere Formen (1:0) und Koexponenz (1-zu-viele). Leere Formen als „Störfaktoren“ können noch ausgeschaltet werden, wenn ein transparenter Redundanzbegriff angenommen wird. Doch dann bleibt immer noch Koexponenz als Nicht-Transparenz, und *aus Koexponenz folgt Nicht-Eindeutigkeit*. Das wiederum bedeutet, dass *Eindeutigkeit* *Transparenz* impliziert. Vgl. dazu das Beispiel für eine mögliche koexponente Genus-Kasus-Markierung in Tabelle 2:

		Kasus	
		a	
		b	
Genus	x	y	z
		d	

Tab. 2. Koexponenz von Genus und Kasus

In dieser Konstellation ist Marker *y* ein Genus-Kasus-Marker (Koexponenz), woraus folgt: Genusmerkmale sind zwar unterscheidbar, aber Kategorienmarker nicht. Im Sinne von (6) liegt hier also Nicht-Eindeutigkeit vor.

Fazit: Eindeutigkeit impliziert Transparenz. Und *Eindeutigkeit* gilt als kanonisches Genusprinzip. Ein nicht-transparenter Redundanzbegriff, der leere Formen und Koexponenz zulässt, ist dementsprechend mit den Grundannahmen der Kanonischen Typologie nicht zu vereinbaren. Der transparente Redundanzbegriff eliminiert theoretisch leere Formen, scheitert aber an Koexponenz.⁴

5.2. Nicht-Ökonomie

Welche Konsequenzen haben die Erörterungen in Bezug auf die *Transparenz* in 5.1 auf *Nicht-Ökonomie*? Betrachten wir hierzu zwei Systemvergleiche. Der erste bezieht sich darauf, was man intuitiv unter „komplex“ oder „weniger komplex“ versteht. Der zweite setzt *Transparenz* und *Ökonomie* in Verbindung.

³ Noch problematischer ist der Begriff *kontextuell-semantisches Genusmerkmal* bei nominalen Prädikativen im Deutschen wie ‚ist ein Freund/eine Freundin‘. Diese weisen tatsächlich Genuskongruenz mit dem Subjekt auf, haben aber als Nomen ein inhärentes Genusmerkmal. Ein kontextuell-semantisches Genusmerkmal einzuführen, um *Transparenz* zu sichern, hätte hier wenig Sinn.

⁴ Kein Wunder, dass Koexponenz in der Kanonischen Typologie gar nicht erörtert wird, aus ihr ließe sich ja sofort auf Nicht-Eindeutigkeit und damit Nicht-Kanonizität schließen. Und es müsste gefolgert werden: Genusysteme sind auffällig nicht-kanonisch.

Vergleich 1: Nichols (2019: 69) unterscheidet in der Numerus-Kasus-Genusflexion einer Sprache die in Tabelle 3 angeführten Typen der Nicht-Transparenz.

Form zu Funktion	Typ der Nicht-Transparenz
0:1	Nullmarkierung
1:0	leere Form
2:1	Allomorphie
1:2	Koexponenz
0:0	Defektivität

Tab. 3. Typen der Nicht-Transparenz

Wenn Nicht-Transparenz als Vergleichsfaktor genommen wird, können durch die fünf Typen in Tabelle 3 zwei beliebige Sprachen in ihrer Komplexität verglichen werden. Der Vergleich zwischen Deutsch und Spanisch beispielsweise, der Einfachheit halber hinsichtlich der viel übersichtlicheren Numerusflexion, führt zu folgenden Ergebnissen: Nach Tabelle 3 ist Deutsch nur in zwei von fünf Rubriken weniger transparent als Spanisch: Nullmarkierung des Plurals und Plural-Allomorphie. Wenn sich Transparenz tatsächlich zur Messung der Komplexität der beiden Numerussysteme eignen würde, sollte Deutsch nur als „etwas komplexer“ eingestuft werden als Spanisch. Intuitiv scheint die Numerusflexion des Deutschen aber unvergleichbar komplexer zu sein. Ich folgere daraus: *Transparenz eignet sich nicht als Komplexitätsfaktor.*

Vergleich 2: In Audring (2019: 37) werden insgesamt 14 Genusparameter (für Kontrolleur, Kongruent, Merkmal, Domäne und Genuszuweisung) hinsichtlich der „unabhängigen“ Komplexitätsfaktoren Transparenz in (9) und Ökonomie in (8) verglichen und ausgewertet. Audring geht jedoch nicht darauf ein, dass in ihrer eigenen Auswertung ‚mehr Transparenz‘ immer mit ‚weniger Ökonomie‘ korreliert: Von den 14 Parametern gibt es 10, wo einer der beiden Faktoren nicht definiert ist, 4, wo sie negativ, aber keinen einzigen, wo sie positiv korrelieren. Ich folgere daraus: *Transparenz schließt immer Ökonomie aus.*

Fazit: Die Kanonische Typologie gibt dem transparenten Redundanzbegriff den Vorzug. Das aufgrund der beiden Genusprinzipien Eindeutigkeit und Redundanz definierte kanonische Genus kann sich mit Transparenz versöhnen, folglich als weniger komplex angesehen werden. Mit Ökonomie kann es sich aber keinesfalls versöhnen, es kann nicht ökonomisch sein.⁵

Daraus folgend gilt: Eindeutigkeit, Redundanz *und* Transparenz auf der einen Seite stehen (Nicht-)Ökonomie auf der anderen Seite gegenüber. In Punkt 7 präsentiere ich ein Modell, in dem ich davon ausgehe, dass diese drei Genusprinzipien im Kontrast zur Nicht-Ökonomie stehen, wobei dieser Kontrast im Gleichgewicht ist: das Balance-Modell. Doch davor möchte ich im nächsten Abschnitt kurz auf die Problematik der typologischen Parametrisierung näher eingehen.

⁵ Die Annahme eines kontextuell-semantischen Merkmals validiert zwar den transparenten Redundanzbegriff, dafür muss die Theorie in Wirklichkeit jedoch mehr Nicht-Ökonomie in Kauf nehmen.

6. Genustypologischer Raum: leer oder besiedelt?

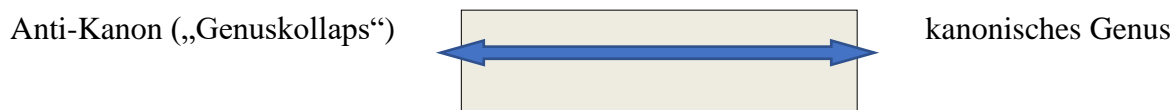
Morphologische Typologie hat zwei Aufgaben: Sie muss (a) einen theoretischen Raum zur Abdeckung des Variationsspektrums sprachlicher Erscheinungen definieren und (b) diesen theoretischen Raum mit sprachlichen Daten besiedeln können.

Im Sinne von (a) hat sich der Schwerpunkt der typologischen Forschung in den letzten Jahrzehnten von der Untersuchung des Regulären immer mehr auf die des Irregulären verlagert. Peripheren Erscheinungen (wie etwa Unregelmäßigkeiten und Ausnahmen) wurde Schritt für Schritt mehr Relevanz beigemessen, während sie vor dieser Wende höchstens unter dem sogenannten *Schlampigkeitsuniversale* von Zaefferer (1991) summiert, aber nicht unbedingt akzentuiert wurden.⁶

Peripherie kann nun als neues Zentrum aufgefasst und dementsprechend weiter parametrisiert werden, etwa auf der Achse „regelmäßige“ Unregelmäßigkeiten im Kern und „unregelmäßige“ Unregelmäßigkeiten an den Polen der Variationsmöglichkeiten. Letztere markieren extreme Grenzen des besagten theoretischen Raums, indem sie Potenzielles von Unmöglichem trennen.

Der theoretische Raum des Genus wird im Sinne der Kanonischen Typologie durch Faktoren wie Eindeutigkeit, Redundanz und Transparenz parametrisiert. Extreme Werte dieser Faktoren markieren extreme Pole der Genustypologie, vgl. (10):

(10) Dimensionierung des typologischen Raums fürs Genus



Den einen Pol des vom Viereck umgrenzten typologischen Raums stellt das kanonische Genus dar. Es wird durch extreme Werte von Eindeutigkeit, Redundanz und Transparenz bestimmt. So lässt sich das kanonische Genus nach Corbett/Fedden (2016: 499) dadurch charakterisieren, dass der Genusmarker am Kongruenten flexional, obligatorisch, mit dem Genusmarker des Nomens identisch, regelmäßig, alliterativ und produktiv ist.⁷

Dem kanonischen Genus steht am anderen Ende des theoretischen Raums der „Anti-Kanon“ gegenüber, der praktisch einem Genuskollaps entspricht. Mit extrem niedrigen Werten für Eindeutigkeit, Redundanz und Transparenz ergibt sich nämlich eine morphologische Konstellation zwischen Kontrolleur und Kongruenten, die der Definition des Genus in (1) nicht mehr gerecht wird.

(10) definiert einen typologischen Raum für das Variationsspektrum. Er muss im Sinne von (b) nur noch besiedelt werden. Es ist leicht einzusehen, dass keiner der beiden Pole mit sprachlichen Daten besiedelt ist/sein kann.

⁶ Dieses Universale besagt, dass die Sprachen weniger logisch und weniger regelmäßig sind, als sie u. U. sein könnten.

⁷ Dabei können diese Eigenschaften wie folgt mit Eindeutigkeit, Redundanz und Transparenz relationiert werden: *Eindeutigkeit* = flexional, regelmäßig, alliterativ, produktiv; *Redundanz* = obligatorisch, alliterativ, mit dem Genusmarker des Nomens identisch; *Transparenz* = mit dem Genusmarker des Nomens identisch, flexional, alliterativ.

Erstens: Bei maximaler Eindeutigkeit, Redundanz und Transparenz definiert sich eine kanonische Genuskongruenz, die zwar mit einem niedrigeren Grad der Komplexität verträglich sein soll, aber nicht mit sprachlichen Daten belegbar zu sein scheint.

Corbett (2003, 2005, 2007, 2009, 2010, 2011, 2012) betont zwar im wissenschaftstheoretischen Programm der Kanonischen Typologie von Anfang an, dass der Kanon nur als Relevanzpunkt festgelegt werden muss, auch dann, wenn er nur theoretisch existiert. Doch: Welches Phänomen in der Kanonischen Typologie bis jetzt auch parametrisiert wurde, der letzte Schritt der methodologischen Vorgehensweise bestand immer in der Besiedlung des theoretischen Raums und der Angabe dessen, welche Daten/Sprachen dem Kanon am nächsten kommen. Beim Genus fehlt jedoch diese Angabe, nur vereinzelt findet man in der Literatur Hinweise darauf, welche Genussysteme nahe dem Kanon angesiedelt sein sollen. Daraus ergibt sich das *theoretische Dilemma* (11a) vs. (11b):

(11a) Ist Transparenz ein adäquater Komplexitätsfaktor, mit dessen Postulierung man zu der Erkenntnis gelangt, dass das kanonische Genus u. U. weniger komplex ist? vs.

(11b) Wird Transparenz als Komplexitätsfaktor postuliert, nur um mit „weniger Komplexität“ für die Adäquatheit des kanonischen Genus argumentieren zu können?

Zweitens: Bei minimaler Eindeutigkeit, Redundanz und Transparenz am anderen Pol lässt sich gar keine Genuskongruenz definieren. Diese Faktorenspezifikation kann nämlich paradoxerweise nur von Genussprachen erfüllt werden, die keine sind (Genuskollaps). Daher liegen hier ebenfalls keine genusspezifischen Daten vor.⁸

In Punkt 7 schlage ich eine alternative Analyse von Dislokation und Ökonomie vor, die die genannten Schwierigkeiten umgeht: das Balance-Modell.

7. Das Balance-Modell

Das Balance-Modell baut auf folgenden Grundannahmen auf:

These 1: Genusprinzipien

Transparenz ist kein Komplexitätsfaktor, sondern ein mit Eindeutigkeit und Redundanz gleichwertiges, essenzielles Genusprinzip.

These 2: Dislokation

Dislokation ist durch Eindeutigkeit, Redundanz und Transparenz erklärbar. Dabei wirken diese drei Genusprinzipien verschiedenartig zusammen und ihr Zusammenwirken kann theorieabhängig unterschiedlich expliziert werden, vgl. z. B. die Relationierung von Redundanz und

⁸ Ich rufe nochmal die Grundthese in Erinnerung: Genus kann nur durch Genuskongruenz vollständig erfasst werden. Liegt keine Genuskongruenz vor, gibt es nichts zu erfassen. Ohne Kongruenzklassen ließen sich Genussprachen schwerlich als solche identifizieren, dafür nähmen genuslose Sprachen wie Ungarisch die Hürde und ließen sich leicht in Genussysteme umklassifizieren.

Transparenz in einem transparenten bzw. einem nicht-transparenten Redundanzbegriff. Das Balance-Modell soll mit beiden Auffassungen verträglich sein.

These 3: Nicht-Ökonomie

Genus ist unökonomisch. Nicht-Ökonomie soll im Spiegel der drei Genusprinzipien gemessen werden. Eindeutigkeit, Redundanz und Transparenz wirken der Ökonomie entgegen, stehen jedoch mit dieser in Balance.

Genus ist keine universale Kategorie. 44% der Sprachen im Weltatlas der Sprachstrukturen (WALS) haben es, 56% nicht, vgl. Dryer/Haspelmath (2013). Eine Genussprache zu sein ist kein Muss, aber Genussysteme können bekanntlich sehr stabil bleiben, was bedeutet, dass ihr Untergang nicht vorprogrammiert sein muss. Anscheinend ist bei Genussystemen mit einer „nachhaltigen Nicht-Ökonomie“ zu rechnen.

These 4: Balance

Genussysteme sind gerade wegen Nicht-Ökonomie aufrechtzuerhalten. Genusprinzipien auf der einen Seite stehen mit Ökonomie auf der anderen in Balance. Stabile Genussysteme sind im typologischen Raum zwischen den beiden Polen in (10) angesiedelt.

These 5: Dimensionierung des Balance-Modells

Radikale Modifizierungen dieser Balance resultieren in kanonischen oder antikanonischen Zuständen. Das Kippen eines Genussystems aus diesem Gleichgewicht kann an folgenden Eigenschaften erkannt werden:

(a) Das Genussystem erweist sich als radikal ökonomisch. Das bedeutet weniger Eindeutigkeit/Transparenz/Redundanz. Dies ist mit einem *Genuskollaps* in der Sprache gleichzusetzen.

(b) Das Genussystem erweist sich als radikal unökonomisch. Das bedeutet mehr Eindeutigkeit/Transparenz/Redundanz. Die Sprache hat ein *kanonisches Genussystem*, vgl. (12):

(12) Dimensionierung der Balance-Zone

Eindeutigkeit + Redundanz + Transparenz in Balance mit Nicht-Ökonomie



Genuskollaps (maximal ökonomisch)
durch Reduktion von

kanonisches Genus (maximal unökonomisch)
durch Erhöhung von

Eindeutigkeit + Redundanz + Transparenz

In der vom Viereck umgrenzten Balance-Zone lassen sich aber auch *nicht-radikale morphologische Prozesse* (für das Deutsche) definieren, die das Genussystem ökonomischer machen, ohne seine Stabilität zu gefährden, vgl. den gelben Pfeil in (12). Für das Vorhandensein und vor allem für die Dimensionierung dieser Balance-Zone können diese generellen Genusprozesse einen Beweis liefern, da sie die Stabilität des jeweiligen Genussystems nicht beeinflussen.

8. Genusprozesse zur Dimensionierung des Balance-Modells

Im letzten Teil meiner Arbeit möchte ich drei solche Genusprozesse in den germanischen Sprachen kurz ansprechen: 8.1 Genus-Reduktion, 8.2 Genus-Reorganisation und 8.3 Genus-Selbstkorrektur. Alle drei werden als nicht-radikale Modifizierungen von Genussystemen angesehen, die innerhalb der Toleranzzone der besagten Balance sind und daher für deren Dimensionierung relevant sein können.

8.1. Genus-Reduktion

Fall Englisch: Englisch hat sein Genussystem bis auf das pronominale Genus vollständig abgebaut. Alle anderen Genuskongruenzen haben durch Flexionsreduktion ihr Potenzial verloren, Genus des Kontrollieurs anzuzeigen. Dass gerade das Pronominalsystem des Englischen diese Genus-Reduktion überlebte, hängt mit der z. B. von Audring (2008) und Di Garbo/Miestamo (2019) postulierten Direktionalität der Reduktion von innen (NP-intern) nach außen (Kongruenzen in syntaktischer Ferne) als Folge eines gleichgerichteten Abbaus von Flexionskategorien wie Kasus, Numerus und daher Genus zusammen.

Das Pronominalsystem des Englischen hat das Genus beibehalten. Anaphorische Personalpronomen greifen mangels formaler Kongruenz auf den Sexus des Antezedens zurück. Mit dieser Eigenschaft ist das Pronominalsystem des Englischen gleichzeitig ein Beispiel für eine Genus-Reorganisation auf semantischer Basis, vgl. 8.2.

Englisch ist sicherlich am äußeren Rand der Balance-Zone, an der Grenze eines Genuskollapses, wo die Frage, ob es überhaupt noch Genus hat, ganz und gar berechtigt klingt. Im WALS ist es allerdings als Genussprache profiliert. An dieser Grenze der Balance-Zone kann man dann auch den Schritt wagen, die Möglichkeit, Ungarisch ebenfalls als Genussprache zu definieren, zu erwägen. Canisius (2019) wagt diesen Schritt.

8.2. Genus-Reorganisation

Eine Genus-Reorganisation erfolgt auf semantischer Basis. Im Folgenden werden vier Beispiele aus germanischen Sprachen präsentiert.

Fall Niederländisch: Niederländisch unterscheidet zwei nominale Genera: Common und Neuter, die an Kongruenzen innerhalb der NP realisiert werden (Audring 2008). Im pronominalen Genussystem gibt es aber drei Genera: Neuter und die alten pronominalen Genera Maskulinum und Femininum, die im nominalen Genussystem zum Common verschmolzen sind. Pronominales Maskulinum und Femininum wurden im Niederländischen nach Sexus reorganisiert.

Fall Schwedisch: Schwedisch hat zwei nominale Genera: Common (dem Niederländischen ähnlich aus der Verschmelzung von Maskulinum und Femininum entstanden) und Neuter (Josefsson 2005). Das pronominale Genussystem hat dafür vier Genera: Common für das neu entstandene nominale Genus, Neuter und die alten Genera Maskulinum und Femininum. Die nach der Entstehung des Common „verwaisten“ pronominalen Genera Maskulinum und Femininum wurden semantisch, ebenfalls nach Sexus, reorganisiert. Die pronominalen Genera Common und Neuter dienen weiterhin der grammatischen Genuskongruenz, doch auch sie wurden nach der referenziellen Unterscheidung zählbar/nichtzählbar reorganisiert. So kann ein

anaphorisches Neuter-Pronomen auch auf Common-Nomen referieren, falls diese unzählbar gedeutet werden sollen.

Fall Nichtstandard-Varietäten des Englischen: Nach Siemund (2002) zeigen Nichtstandard-Varietäten des Englischen Abweichungen vom pronominalen Genussystem des Standardenglischen. Die semantische Reorganisation erfolgte hier in Abhängigkeit von der Individualisation des Referenzobjekts (zählbar/unzählbar) wie im Schwedischen. Während Standardenglisch das pronominale Genus nach ‚männlich‘ vs. ‚weiblich‘ vs. ‚unbelebt‘ unterscheidet, reorganisieren Nichtstandard-Varietäten ihr pronominales Genussystem nach ‚belebt‘ vs. ‚unbelebt zählbar‘ vs. ‚unbelebt unzählbar‘.

Fall Hybride im Deutschen: Die Hybridisierung von Nomen wie ‚Mädchen‘ im Deutschen zeugt ebenfalls von einer Genus-Reorganisation auf semantischer Basis. Genauer gesagt stellt sie den Anfang eines solchen Prozesses von außen (syntaktische Ferne) nach innen (NP-intern) dar, vgl. 8.3.

8.3. Genus-Selbstkorrektur

Im Balance-Modell verstehe ich unter Genus-Selbstkorrektur einen Redundanz reduzierenden Genusprozess in Balance mit Nicht-Ökonomie. In diesem Punkt präsentiere ich zwei Typen von Selbstkorrekturmechanismen im Genussystem des Deutschen. Der Terminus Selbstkorrektur stammt von Nichols (2019). Bevor ich die beiden Typen im Deutschen beschreibe, soll kurz erläutert werden, wie Nichols den Begriff verwendet.

Nach Nichols gibt es keinen Beweis dafür, dass der morphologische Apparat der Genussprachen außerhalb des Genus komplexer wäre als der der genuslosen, vgl. 4.2. Komplex ist nur das Genus selbst, was vor allem auf folgende Gründe zurückzuführen ist: Zahl der Genusmerkmale, Allomorphie und Arbitrarität der Genuszuweisung (z. B. weder formal noch semantisch wie beim coverten Genus im Deutschen). Die ersten beiden Gründe sind quantitativ messbare Phänomene, die bei mir eindeutig zu den Ökonomiefaktoren des Genus zählen. Doch Nichols leitet Genuskomplexität nicht von diesen, sondern von der Transparenz ab. Ich darf erinnern: Transparenz ist bei ihr der einzige relevante Komplexitätsfaktor, vgl. (9).

Selbstkorrektur bedeutet bei Nichols, dass ein morphologisches System ohne (radikale) Reduktion weniger komplex, d. h. transparenter wird bzw. als solches beschrieben werden kann. Wie Nicht-Transparenz (0:1-Relation beim Marker: Nullmarkierung in Tabelle 3) durch Selbstkorrektur erklärbar ist, zeigt Nichols anhand der verbalen Person-Kongruenz in Lasisch (einer südkaukasischen Sprache). Sie unterscheidet zwei offensichtliche Fälle der Nicht-Transparenz und zeigt, wie sie durch Selbstkorrektur „repariert“ werden können.

Fall 1: Nullmarkierung der obligatorischen Kategorie Person am Verb, d. h. eine 0:1-Relation beim Marker. Es hängt von der Merkmalsspezifikation der Kategorie ab, wann eine Nullmarkierung zugelassen ist (z. B. bei der 1. Person ist im Gegensatz zur 3. Person keine Nullmarkierung in Lasisch möglich).

Fall 2: Konflikt in der Realisation von zwei morphosyntaktischen Merkmalen der Kategorie Kasus (Subjekt/Objekt) in derselben Position. Der Verlierer dieses Konflikts bleibt unmarkiert (z. B. bei der 1. Person ist im Gegensatz zur 3. Person in Lasisch keine Nullmarkierung des Subjektarguments möglich).

Fall 1 und 2 sind Beispiele für die Selbstkorrektion in der Kategorie Person, und zwar nach den Hierarchien $1P > 3P$ und $SU > OBJ$. Nach Nichols sei Genuskongruenz deshalb komplexer als Person-Kongruenz, weil Genussysteme keinen derartigen Selbstkorrektionsmechanismus hätten. Selbstkorrektion sei nämlich nur bei referenziellen (semantisch interpretierbaren) Kategorien möglich, zu denen aber Genus nicht gehöre.

Ich übernehme Nichols' Terminus Selbstkorrektion, behaupte jedoch entgegen ihrer Auffassung, dass Selbstkorrektion auch auf Genussysteme anwendbar ist, selbst wenn sie in erster Linie nicht von der Referenzialität, sondern von der Nicht-Ökonomie gesteuert wird. Genus-Selbstkorrektion könnte im Balance-Modell einen Redundanz reduzierenden Prozess in Balance mit der Nicht-Ökonomie bedeuten. Betrachten wir nochmal Nichols' zwei Fälle auf das Genus angewendet:

Fall 1 beim Genus: Nullmarkierung der obligatorischen Kategorie Genus am Kongruenten (0:1-Relation des Markers) in Abhängigkeit vom Genusmerkmal. Dies hätten wir, wenn z. B. das attributive Adjektiv mit einem maskulinen/neutralen Kontrolleur, nicht aber mit einem femininen kongruieren würde. Den Fall gibt es im Deutschen offensichtlich nicht.

Fall 2 beim Genus: Konflikt in der Realisation von zwei morphosyntaktischen Merkmalen der Kategorie Genus am Kongruenten. Der Verlierer dieses Konflikts bleibt unmarkiert. Dieses Phänomen ist unter dem Namen *Genusresolution* durchaus charakteristisch fürs Genus. Genus-resolution erfolgt typischerweise durch ein Default-Genus, in den indogermanischen Sprachen durch das generische Maskulinum. Sie könnte somit u. U. ein Beispiel für die Reduktion von Redundanz sein, insofern der Kongruent sein Default-Genus nicht durch Duplizierung von Marker und Merkmal des Kontrolleurs zugewiesen bekommt.

Nun komme ich zu den zwei eindeutigeren Typen der Selbstkorrektionsmechanismen im Genussystem des Deutschen: (a) Hybridisierung und (b) Monoflexion. Beide leisten ihren Beitrag zur Reduktion von Redundanz.

(a) *Hybridisierung* im Deutschen: Genus-Selbstkorrektion durch die hierarchische Anordnung *semantisch > formal*. Hybridisierung ist der Anfang der semantischen Reorganisation eines Genussystems. Als semantische Selbstkorrektion reduziert sie die Redundanz der Genuskongruenz. Bei *sie* (F) wird ja nicht Marker und Merkmal von ‚Mädchen‘ (N) dupliziert, woraus folgt, dass ‚sie‘ die kanonische Genuseigenschaft „mit dem Genusmarker des Nomens identisch“ verletzt. Doch gerade hierdurch sind Hybride wie ‚Mädchen‘ über Satzgrenzen hinaus leichter identifizierbar.

(b) *Monoflexion* im Deutschen: Genus-Selbstkorrektion durch die syntaktische Anordnung *links > rechts*. Dieses Prinzip der Adjektivflexion sieht eine Selbstkorrektion für Redundanz im Genus vor. Wie Tabelle 4 zu entnehmen ist, wird die Redundanz der Genusmarker an den Kongruenten nach der Reihenfolge von Artikel und attributiven Adjektiven von links nach rechts um den Kontrolleur reduziert. Die kanonische Genuseigenschaft „obligatorische Markierung“ wird in der postnominalen Position durch die Nullmarkierung verletzt, „mit dem Genusmarker des Nomens identisch“ gilt ebenfalls nicht, falls pränominal attributive Adjektive in der starken Adjektivflexion von ihrer Position abhängig unterschiedliche Genusmarker tragen.

	Art	Adj	Adj	N	Adj	
schwach/gemischt: Dat.Sg.M/N	-em	-en	-en			∅
stark: Dat.Sg.M/N	∅	-em	-en			∅

Tab. 4. Redundanz der Genusmarker in der NP

Tabelle 5 fasst die beiden Typen der Genus-Selbstkorrektur zusammen und zeigt, wie sie Redundanz unter Beibehaltung oder sogar Erhöhung der Ökonomie im Genusssystem des Deutschen reduzieren.

	Redundanz	syntagmatische Ökonomie	paradigmatische Ökonomie
Hybridisierung	↓	–	↓ ⁹
Monoflexion	↓	–/postnominal ↑	–/postnominal ↑

Tab. 5. Genus-Selbstkorrektur, Redundanz und Ökonomie

↓ = wird reduziert; ↑ = wird erhöht; – = bleibt konstant

9. Wird ‚Mädchen‘ jemals feminin?

In Punkt 2 wurde im Zusammenhang mit dem funktionentheoretischen Genusbegriff gesagt, dass ‚Mädchen‘ nach lexikalischen Genuszuweisungsregeln der Genusklasse Neutrum zugeordnet wird. Anders formuliert: ‚Mädchen‘ *kann kein feminines* Genus haben. In Punkt 8 wurde Hybridisierung als eine semantische Genus-Reorganisation/Genus-Selbstkorrektur in syntaktischer Ferne betrachtet, die in der Terminologie der konfigurationellen Genustheorien unausweichlich zu der Erkenntnis führt, dass ‚Mädchen‘ weder ganz neutral noch ganz feminin ist. Wieder anders formuliert: ‚Mädchen‘ *kann feminines* Genus haben. Ebenfalls wurde behauptet, dass Hybridisierung ein direktionaler Prozess ist, der bei einer bestimmten semantischen Klasse von Nomen anfangs an pronominalen Kongruenten in syntaktischer Ferne einsetzt und sich von dort aus in der Kongruenzdomäne ausbreitet. Dass dieser Prozess bei ‚Mädchen‘ tatsächlich fortgeschritten ist, zeigen Beispiele für feminine Kongruenz auch an Kongruenten näher dem Kontrolleur, konkret: am Relativpronomen und am Possessivartikel, vgl. die Daten in Braun/Haig (2010). So betrachtet sind „Direktionalität“ und „Anfang“ der Genus-Selbstkorrektur sowohl syntaktisch als auch zeitlich zu verstehen. Somit stellt sich die Frage, ob es bei ‚Mädchen‘ jemals zur vollständigen semantischen Selbstkorrektur kommen kann. Oder wieder anders gefragt: Wann führt die Selbstkorrektur von Hybriden zu ihrer kompletten semantischen Reorganisation im Deutschen, d. h. wann *muss* ‚Mädchen‘ *feminines* Genus haben?

⁹ ↓ bei der paradigmatischen Ökonomie im Falle der Hybridisierung scheint dem Gesagten zu widersprechen. Aber vgl. dazu die Erklärung bei ‚Mädchen‘ in Punkt 9.

Der endgültige Abschluss dieses Prozesses und damit die Abschaffung der Hybride im Genusssystem des Deutschen hat nach wie vor eine semantische Motivation, die zum Genuswechsel von ‚Mädchen‘ führen könnte. Auch phonologisch spräche nichts dagegen. Nicht nur die Artikelformen ‚der/das/dem/den/des‘ bilden mit ‚Mädchen‘ eine phonologische Einheit, sondern eben auch ‚die‘. Dass ‚Mädchen‘ doch nie (?) feminin wird, muss eher an seiner Genusmorphologie liegen. Kongruenten in unmittelbarer syntaktischer Nähe, sprich: ‚das/ein‘, sind einer strikten formalen Genuskongruenz unterworfen. Diese formale Kongruenz nährt typischerweise die Genusssysteme der germanischen Sprachen, sie macht sie stabil und hält sie im Gleichgewicht, trotz und gerade wegen Nicht-Ökonomie.

Wegen der Allomorphie der pronominalen Kongruenten (‚sie/es‘ bei ‚Mädchen‘) kann paradigmatisch sehr unökonomisch sein, ein Hybrid zu sein, vgl. Tabelle 5 und Fußnote 9, doch dieser Zustand ist anscheinend über Jahrhunderte aufrechtzuerhalten. Ich verweise hier auf Belege in Corbett (2015), die zeigen, dass ‚Weib‘ als Hybrid seinen Genusstatus zwischen Neutrum und Femininum seit dem Mittelhochdeutschen hält.

Hybridisierung ist zwar direktional, aber Hybride des Deutschen werden trotz ihrer Neigung zur semantischen Selbstkorrektion wahrscheinlich nicht verschwinden, weil Genus in erster Linie von formaler Kongruenz innerhalb der NP am Leben gehalten wird.

Hybridisierung reduziert Redundanz, hält syntagmatische Ökonomie konstant, erhöht aber paradigmatische Nicht-Ökonomie, vgl. Tabelle 5. All dies ist aber noch in der Toleranzzone der Balance. ‚Mädchen‘ ist allerdings auch in dieser Hinsicht interessant. Es muss nicht unbedingt ein Nomen sein, das die paradigmatische Nicht-Ökonomie unnötigerweise erhöht. Es gibt Evidenz dafür, dass die Selbstkorrektion bei ‚Mädchen‘ auch die paradigmatische Nicht-Ökonomie reduziert, falls angenommen wird, dass die Allomorphe ‚sie‘ und ‚es‘ in Wirklichkeit keine sind. Aus den Untersuchungen von Braun/Haig (2010) geht hervor, dass feminines ‚sie‘ tendenziell für Mädchen über 18 Jahre, neutrales ‚es‘ für Mädchen unter 18 Jahren gewählt wird. Es scheint, als vollzöge sich bei ‚Mädchen‘ eine lexikalsemantische Spaltung, die Allomorphie beseitigt und damit Genuskongruenz weniger redundant und nicht einmal paradigmatisch unökonomischer macht. Allerdings ist das mit ‚Mädchen‘ wohl nur ein Einzelfall.

10. Zusammenfassung

Diese rein genustheoretisch angelegte Arbeit befasst sich mit zwei zentralen und miteinander zusammenhängenden Eigenschaften des Genus: Dislokation und Nicht-Ökonomie. Sie typologisiert diesbezüglich aber eher Prinzipien von Genustheorien in Bezug auf das Genusssystem des Deutschen als die sprachlichen Daten desselben.

Zur Explizierung der Dislokation/Nicht-Ökonomie habe ich drei allgemeine Genusprinzipien diskutiert: Eindeutigkeit, Redundanz und Transparenz. Alle drei implizieren Nicht-Ökonomie. Und alle drei gehören zum formalen Apparat der Kanonischen Typologie. Daher habe ich dieser Genustheorie besondere Beachtung geschenkt.

Eindeutigkeit, die daraus folgende Transparenz sowie Redundanz können Dislokation erklären. Aus Redundanz und (Nicht-)Transparenz leitet sich Nicht-Ökonomie ab, und die nicht-transparente Redundanz gibt Anlass zur rein formalen Behandlung von Genus (Brustwarzenmetapher).

Transparenz ist in der Kanonischen Typologie ein Komplexitätsfaktor zur Messung der morphologischen Komplexität (darunter Nicht-Ökonomie) von Genussystemen. Doch die Auffassung der Transparenz als Komplexitätsfaktor ist trotz der unübertrefflichen Leistung der Kanonischen Typologie in der Genustypologie nicht überzeugend, denn zum einen sind Transparenz und Ökonomie keine unabhängigen Komplexitätsfaktoren, zum anderen hängen Eindeutigkeit, Redundanz und Transparenz logisch zusammen. Daher habe ich gefolgert: Transparenz eignet sich nicht als Komplexitätsfaktor.

Als Alternative habe ich das Balance-Modell präsentiert, in dem Transparenz kein Komplexitätsfaktor, sondern ein mit Eindeutigkeit und Redundanz gleichwertiges Genusprinzip ist. Die drei wirken der Ökonomie entgegen. Die Nicht-Ökonomie des Genus lässt sich in dieser Balance deuten: Sie geht mit mehr Transparenz, Eindeutigkeit und Redundanz einher. Genussysteme sind aber gerade wegen ihrer Nicht-Ökonomie aufrechtzuerhalten.

Radikale Modifizierungen dieser Balance resultieren in kanonischen oder antikanonischen Zuständen. Die Kanonische Typologie definiert zwar einen typologischen Raum für das Variationsspektrum des Genus, das kanonische Genus gilt aber als äußerst unökonomisch und ist von einem sprachlich unbesiedelten, „luftleeren“ typologischen Raum umgeben. Nicht-radikale Modifizierungen der Balance (Genus-Reduktion, Genus-Reorganisation und Genus-Selbstkorrektur) können auf der anderen Seite das Genussystem ökonomischer machen, ohne seine Stabilität zu gefährden. Diese Genusprozesse werden von Nicht-Ökonomie gesteuert. So habe ich z. B. Genus-Selbstkorrektur als Redundanz reduzierenden Prozess in Balance mit der Nicht-Ökonomie definiert.

Genusprozesse weisen einerseits die Relevanz von Eindeutigkeit, Transparenz, Redundanz und Nicht-Ökonomie bei der Parametrisierung von Genussystemen generell nach. Andererseits tragen sie durch die Erfassung der Wechselwirkung zwischen Genusprinzipien und Nicht-Ökonomie zur Dimensionierung der Balance-Zone bei, und zwar in gleicher Weise, wie diese mit ihren extremen Spezifizierungen auch mögliche Grenzen des Variationsspektrums ermitteln. Eine Dimensionierung der Balance-Zone kann durch dieselben Parameter „im Kleinen“ erfolgen wie die Dimensionierung des typologischen Raums fürs Genus „im Großen“.

Hybridisierung als Genus-Selbstkorrektur reduziert Redundanz, hält syntagmatische Ökonomie konstant, erhöht aber paradigmatische Nicht-Ökonomie. All dies ist aber noch in der Toleranzzone der Balance. Im Zusammengang mit der Direktionalität, folglich Hervorsagbarkeit der Hybridisierung habe ich die Möglichkeit einer vollständigen semantischen Selbstkorrektur bei Hybriden erwogen. Dass Hybride trotz ihrer Neigung zur semantischen Selbstkorrektur nicht vollständig „korrigierbar“ sind, kann damit erklärt werden, dass das Genus in erster Linie von rein formaler Kongruenz innerhalb der NP am Leben gehalten wird.

Literatur

- Ágel, Vilmos (2005): Das fünfte und sechste Genus – und die anderen. In: Fuhrhop, Nanna (Hg.): Virtuelle Festschrift für Peter Eisenberg, o.A. Online: [<https://kobra.uni-kassel.de/bitstream/handle/123456789/12729/%c3%81gelDasFuenfteUndSechsteGenus.pdf?sequence=4&isAllowed=y>] (Letzter Zugriff: 28.11.2021).
- Ágel, Vilmos (2007): (Nicht)Flexion des Substantiv(s). Neue Überlegungen zum finiten Substantiv. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 34, S. 286–327.

- Audring, Jenny (2008): Gender assignment and gender agreement: Evidence from pronominal gender languages. In: *Morphology* 18, S. 93–116.
- Audring, Jenny (2019): Canonical, complex, complicated? In: Di Garbo, Francesca/Olsson, Bruno/Wälchli, Bernhard (Hg.): *Grammatical Gender and Linguistic Complexity, Volume 1: General Issues and Specific Studies*. Berlin: Language Science Press, S. 15–52.
- Bond, Oliver (2019): Canonical typology. In: Audring, Jenny/Masini, Francesca (Hg.): *The Oxford Handbook of Morphological Theory*. Oxford: Oxford University Press, S. 409–431.
- Braun, Friederike/Haig, Geoffrey (2010): When are German ‘girls’ feminine? How the semantics of age influences the grammar of gender agreement. In: Bieswanger, Markus/Motschenbacher, Heiko/Mühleisen, Susanne (Hg.): *Language in its Socio-Cultural Context: New Explorations in Gendered, Global and Media Uses*. Frankfurt: Peter Lang, S. 69–83.
- Canisius, Peter (2019): Genus (nicht nur) im Ungarischen. In: Drewnowska-Vargáné, Ewa/Kappel, Péter/Modrián-Horváth, Bernadett/Rauzs, Orsolya (Hg.): „Vnd der gieng treulich, weislich vnd mündlich mit den sachen vmb.” Festschrift für Péter Bassola zum 75. Geburtstag. Szeged: Institut für Germanistik (= *Acta Germanica* 15), S. 30–47.
- Corbett, Greville G. (2003): Agreement: Canonical instances and the extent of the phenomenon. In: Booij, Geert/DeCesaris, Janet/Ralli, Angela/Scalise, Sergio (Hg.): *Topics in Morphology. Selected Papers from the Third Mediterranean Morphology Meeting (Barcelona, 20–22. September 2001)*. Barcelona Universitat, Pompeu Fabra, S. 109–128.
- Corbett, Greville G. (2005): The canonical approach in typology. In: Frajzyngier, Zygmunt/Hodges, Adam/Rood, David S. (Hg.): *Linguistic Diversity and Language Theories*. Amsterdam: Benjamins (= *Studies in Language Companion Series* 72), S. 25–49.
- Corbett, Greville G. (2007): Canonical typology, suppletion, and possible words. In: *Language* 83(1), S. 8–42.
- Corbett, Greville G. (2009): Canonical inflectional classes. In: Montermini, Fabio/Boyé, Gilles/Tseng, Jesse (Hg.): *Selected Proceedings of the 6th Décembrettes*, Somerville, MA: Cascadilla Proceedings Project, S. 1–11.
- Corbett, Greville G. (2010): Canonical derivational morphology. In: *Word Structure* 3, S. 141–155.
- Corbett, Greville G. (2011): Higher order exceptionality in inflectional morphology. In: Simon, Horst J./Wiese, Heike (Hg.): *Expecting the Unexpected: Exceptions in Grammar*. Berlin/New York: de Gruyter (= *Trends in Linguistics. Studies and Monographs* 216), S. 107–126.
- Corbett, Greville G. (2012): Canonical morphosyntactic features. In: Brown, Dunstan/Chumakina, Maria/Corbett, Greville G. (Hg.): *Canonical Morphology & Syntax*. Oxford: Oxford University Press, S. 48–65.
- Corbett, Greville G. (2015): Hybrid nouns and their complexity. In: Fleischer, Jürg/Rieken, Elisabeth/Widmer, Paul (Hg.): *Agreement from a Diachronic Perspective*. Berlin: de Gruyter (= *Trends in Linguistics: Studies and Monographs* 287), S. 191–214.
- Corbett, Greville G./Fedden, Sebastian (2016): Canonical gender. In: *Journal of Linguistics* 52(3), S. 495–531.
- Di Garbo, Francesca/Miestamo, Matti (2019): The evolving complexity of gender agreement systems. In: Di Garbo, Francesca/Olsson, Bruno/Wälchli, Bernhard (Hg.): *Grammatical Gender and Linguistic Complexity, Volume 2: World-Wide Comparative Studies*. Berlin: Language Science Press, S. 15–60.
- Dryer, Matthew S./Haspelmath, Martin (Hg.) (2013): *The World Atlas of Language Structures Online*. Leipzig: Max Planck Institute for Evolutionary Anthropology. <http://wals.info>.
- Eisenberg, Peter (2000): Das vierte Genus? Über die natürliche Kategorisation der deutschen Substantive. In: Bittner, Andreas/Bittner, Dagmar/Köpcke, Klaus-Michael (Hg.): *Angemes-*

- sene Strukturen: Systemorganisation in Phonologie, Morphologie und Syntax. Hildesheim: Olms, S. 91–105.
- Hockett, Charles F. (1958): *A Course in Modern Linguistics*. New York: Macmillan.
- Josefsson, Gunlög (2005): Semantic and grammatical genders in Swedish – independent but interacting dimensions. In: *Lingua* 116, S. 1346–1368.
- Köpcke, Klaus-Michael/Zubin, David A. (1984): Sechs Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen. Ein Beitrag zur natürlichen Klassifikation. In: *Linguistische Berichte* 93, S. 26–50.
- Köpcke, Klaus-Michael/Zubin, David A. (1996): Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen. In: Lang, Ewald/Zifonun, Gisela (Hg.): *Deutsch – typologisch*. Berlin: de Gruyter (= *IdS Jahrbuch* 1995), S. 473–491.
- Lass, Roger (1997): *Historical Linguistics and Language Change*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Nichols, Johanna (2019): Why is gender so complex? Some typological considerations. In: Di Garbo, Francesca/Olsson, Bruno/Wälchli, Bernhard (Hg.): *Grammatical Gender and Linguistic Complexity, Volume 1: General Issues and Specific Studies*. Berlin: Language Science Press, S. 63–92.
- Scheibl, György (2015): Grammatische-Regel-Konflikte. Eine kanonische Annäherung. In: *Studia Linguistica* XXXIV., S. 151–195.
- Siemund, Peter (2002): Mass versus count. Pronominal gender in regional varieties of Germanic languages. In: *Sprachtypologie und Universalienforschung* 55(3), S. 213–233.
- Steinmetz, Donald (2006): Gender shifts in Germanic and Slavic: Semantic motivation for neuter? In: *Lingua* 116, S. 1418–1440.
- Wurzel, Wolfgang U. (2001): Ökonomie. In: Haspelmath, Martin/König, Ekkehard/Oesterreicher, Wulf/ Raible, Wolfgang (Hg.): *Sprachtypologie und sprachliche Universalien. Ein internationales Handbuch*. Berlin/New York: de Gruyter (= *HSK* 20.1), S. 384–400.
- Zaefferer, Dietmar (1991): Introduction: Universals and semantics. In: Zaefferer, Dietmar (Hg.): *Semantic Universals and Universal Semantics*. Dordrecht: Foris, S. 1–14.